Hotel Miramare

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-753274

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sicheren Verhältnisse» liebte. — Er fing wohl an, die Absicht der Besucherin deutlich zu erkennen, wenngleich er sich kaum über die wahren Motive ihres Verhaltens klar sein konnte. Jedenfalls mußte er aber die Gewißheit haben, daß ihr Besuch kein Zufall war und daß sie bedacht einen Abend gewählt hatte, an dem sie Brigitte nicht antreffen würde.

Franzl Stiegl holte tief Luft. Lissy bekam dabei ordentlich Angst, denn sie wußte wirklich nicht, was sie zu tun hätte, wenn nun ein zartes Geständnis von seinen Lippen kommen sollte.

Es kam zwar ein Geständnis, doch ein völlig anderes als Lissy erwartete.

«Sehen Sie, meine Gnädige, Brigitte ist eine nette Frau, doch Sie haben vollkommen recht, wenn Sie meinen, daß sie etwas zu häufig abwesend ist. Ich habe mir daher eigenmächtig das gleiche Recht eingeräumt und bin sehr glücklich, meine freien Abende in Gesellschaft einer entzückenden kleinen Freundin zu verbringen . . .»

Lissy sprang aus ihrem Sessel auf. Sie sprach laut und aufgeregt, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß ihre Entrüstung nur ein Glanzstück der Mimik war. Sie hielt es für ihre Pflicht, die Freundin in Schutz zu nehmen, obwohl ihr nichts so willkommen sein konnte wie diese ganz unerwartete Befreiung von der Rolle einer «betörenden Circe».

«Sehen Sie, meine Gnädige, das nennt man eine moderne Ehe», ließ sich Herr Franzl Stiegl nicht aus der Ruhe bringen. «Die Frau interessiert sich für einen italienischen Sänger, der Mann für eine österreichische Soubrette. Eine sehr bequeme Lösung in diesen unsicheren Zeiten. Finden Sie nicht?»

Er wußte von der Existenz Sandros? Lissy spielte die Unschuldige, und es war nun Brigitte, an der sie ihre gleiche leidenschaftliche Entrüstung ausließ. — Franzl verteidigte seine Frau, wie es ein galanter Mann eben nicht anders kann, und Lissy erkannte zu ihrer Freude, daß sich ihre Mission zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt hatte.

Brigitte war, als sie am nächsten Tag von der Freundin ihren Bericht entgegennahm, anderer Meinung.

«Das ist natürlich nur eine Falle», meinte sie. «Er hat irgend etwas läuten hören und wollte von dir die Wahrheit erfahren. Hoffentlich hast du ihm nichts gesagt.»

Lissy verneinte, obwohl sie sich deutlich erinnerte, mit Franzl ausführlich über Sandro gesprochen zu haben.

«Und an die Soubrette glaubst du nicht?» suchte sie Brigitte abzulenken.

«Unsinn!» rief diese. «Unsinn! Du kennst Franzl nicht. Und das wäre unerhört — eine Soubrette!»

«So? Eine Soubrette wäre unerhört», dachte Lissy, sagte jedoch nichts. — Das Bild des neapolitaischen Fischerjungen stand jetzt deutlich vor ihr.

«Und was ist mit Sandro?» fragte sie dann.

«Ich habe ihm heute Geld gegeben, und er will nach Hause fahren.»

Lissy wurde bleich.

«Nach Hause? Wann denn?»

«Vielleicht schon morgen.»

«Ich hätte ihn gern noch einmal gesehen.»

«Du?»

«Ja.»

Brigitte sah die Freundin erstaunt an. — Lissy senkte den Blick und blieb eine Weile stumm.

«Glaubst du, daß er mich heiraten würde», sagte sie auf einmal, indem sie den Kopf hob. Ihre Stimme klang gequetscht, und ihr Gesicht war ganz rot geworden. «Ich habe noch ein bißchen Geld auf der Bank, nicht viel, aber wir könnten davon ganz gut zusammenleben.»

Brigitte lachte laut und lange.

«Willst du seine Netze flicken?» fragte sie endlich.

«Warum nicht . . .», vernahm sich Lissy dumpf, und sie meinte es ganz aufrichtig.

Als Sandro drei Wochen später mit seiner rundlichen und bunt gekleideten neuen Braut in der Hütte seiner Eltern erschien, blieb die alte Italienerin mit offenem Mund vor Erstaunen:

«Wie?» sagte sie nur. «Schon wieder eine neue Signora?»

«Ja, diesmal aber für lange Zeit», erwiderte Sandro. «Sie will die Netze flicken helfen und nachts auf Fischfang ausfahren.» Und dann flüsterte er seiner Mutter ins Ohr: «Sie hat aber zweihunderttausend Schilling auf der Bank liegen.»

Hotel Miramare

Von Johnny

Ursprünglich wollten Frau Bracher und Frau Urben im Savoy wohnen, da letztes Jahr Familie Stutz auch dort logierte. Da es aber kurz vor Pfingsten war, war kein Zimmer mehr frei. Frau Bracher dachte, daß sie nun ins Minerva gehen würden, aber ihre Schwägerin entschied anders. Wenn man nicht im ersten Hotel der Stadt wohnen konnte, war es belanglos, ob man im zweiten, vierten oder fünfundzwanzigsten abstieg. Das war eine von Frau Urbens goldenen Lebensregeln.

Das Hotel lag sehr schön an der Ecke der Via San Giuseppe, mit einer Sicht auf den Parco Vittorio Emanuele.

Es waren nur zwei kleine Einzelzimmer frei. Sie waren für schweizerische Begriffe ziemlich billig, und als sie sie nahmen, dachten sie, daß sie viel Geld sparen würden, trotzdem sie dies nicht nötig hätten. Die Zimmer gingen nach dem Hof und waren ganz schmal. Sehen konnte man nichts, denn zwei Drittel der Fensterscheiben waren aus Milchglas, und zwar gerade die untersten. Komische Art hier in Italien, einem die Aussicht abzusperren! Frau Bracher stieg mit Hilfe eines Stuhles auf das Fensterbrett. Für ihr Alter, sie war immerhin Ende der Fünfziger, machte sie es recht gut. Aber was sie sah, stürzte sie einigermaßen in Verwirrung. Grundgütiger Himmel! Augenscheinlich waren sie in ein Kloster geraten und noch dazu in ein Männerkloster. Unten auf dem Hof befand sich ein Kreuzgang. Dort gingen einige Priester spazieren und beteten. Soviel sie sehen konnte, waren sie noch ganz jung.

In Frau Urbens Zimmer stand ein Klubsessel. Er war neu, und an einem Bein fehlte die Leiste. Jedesmal, wenn sie vorbeiging, stieß sie sich daran. Außerdem war dieser Steinfußboden eine widerwärtige Einrichtung. Er erinnerte sie an einen Stall, in dem sie einmal übernachtet hatte. Wo war es nur gewesen? Im Berner Oberland? Oder war es im Wallis? Nun, einerlei, sie konnte sich jetzt nicht mehr erinnern.

Frau Bracher klingelte. Aber niemand erschien. Denn es gehörte zu den Eigentümlichkeiten dieses Hotels, daß die Zimmermädchen und Portiers nur äußerst selten sichtbar wurden.

Den ersten Abend gingen sie ins Bellaria. Aber Frau Bracher ahnte es schon, daß dieses Hotel etwas zweitklassig war und sagte zu dem Portier:

«Wir werden spät nach Hause kommen, wird die Türe noch offen sein?»

«Nein, aber ich gebe Ihnen den Schlüssel. Sonst tun wir das ja bei Damen nicht, aber mit Ihnen werden wir eine Ausnahme machen.»

Frau Urben, von Natur friedfertig, hätte diese Bemerkung eingesteckt, aber die kriegerische Frau Bracher entgegnete, daß sie «Svizzere» seien, «caro mio», und er sich keine Impertinenzen erlauben solle.

Als sie fortgingen, begegnete ihnen die Inhaberin. Sie wog mindestens drei Zentner. Die Brosche auf ihrem Busen war einige Meter von ihrer übrigen Persönlichkeit entfernt. Die Dame hieß Signora Meneghelli.

Im Bellaria fanden sie eine ausgelassene Gesellschaft, und sie kehrten ziemlich spät heim. Etwas ratlos standen sie vor der Haustür, einem Renaissance-Ungetüm, groß wie ein Kirchenportal und übersatt mit eisernen Buckeln.

«Glaubst du, daß wir sie öffnen werden?» fragte Frau Urben einigermaßen verzagt. Es war recht dunkel, und Frau Bracher tastete nach dem Schlüsselloch.

«Wir werden uns beide dagegen stemmen, sonst bekommen wir diese Tür nie auf», schlug Frau Urben vor. Jedoch eine sinnreich erdachte kleine Schwelle, die zur großen Tür gehörte, veranlaßte Frau Bracher, beinahe hineinzufallen.

Sie sagte: «Stärnefeufi!» und dann war sie glücklich drin. Nun begann die Sache mit dem Fahrstuhl. Er sah von vornherein verdächtig aus, außerdem hatte er ein ganz albernes Format, mehr tief als breit. Frau Urben würde ihn nie benutzt haben, aber aus eben diesem Grunde wollte Frau Bracher es. Niemand kann sagen, daß die beiden Damen sehr schwer an Gewicht waren. Der Fahrstuhl aber fand es. Er blieb nach merkwürdig gurgelnden Lauten stehen. Allen Versuchen, ihn zu beeinflussen, setzte er passive Resistenz entgegen. Glücklicherweise geschah es in halber Höhe einer Tür, die sich öffnen ließ. Sie stiegen mit einigen Schwierigkeiten aus. Frau Bracher lehnte vorsichtig die Tür an: «Wir wollen gar nichts sagen, sonst müssen wir noch die Reparatur bezahlen.»

Wider Erwarten bereitete die Glastür des Hotels keinerlei Ueberraschungen. Sie hatte ein Sicherheitsschloß, und statt es einfach zuzuschnappen, wie es ihr vom Portier anbefohlen war, drehte Frau Bracher den Schlüssel von innen herum. Dies hatte zur Folge, daß ein französischer Abbé, eine siebzigjährige Signora und zwei Studenten, die später kamen, nicht herein konnten. Sie mußten die Nacht im Treppenhaus zubringen und hatten am nächsten Tag einiges mit Signora Meneghelli zu besprechen.

Frau Urben dagegen stieß sich programmäßig dreimal das Schienbein an dem defekten Sessel an und gelangte darauf wohlbehalten ins Bett. Sie hatte gerade ein wenig geschlafen, als sie durch ein eigentümliches Rauschen geweckt wurde. Aha, das gewisse Instrument im benachbarten W. C. Gleich würde es vorüber sein. Das war immer so bei diesen Instrumenten. Sie beruhigten sich ziemlich schnell. Dieses aber war nicht schweizerischer Provenienz und hatte andere Gewohnheiten. Sein Wasserkasten war krank und rauschte und röchelte wie ein Schwindsüchtiger. Frau Urben war eine ungemein praktische Frau. Sie ging hinüber, stellte einen Hahnen ab, und alles war in Ordnung. Immerhin war es denkbar, daß spätere Besucher den Hahn wieder umstellen würden. Frau Urben entfernte also den Schlüssel zu der Tür und hängte ihn irgendwo im Korridor auf.

Als sie wieder in ihr Zimmer kam, saß auf dem Steinfußboden ein ungeheurer Käfer. Er war so groß wie ein mittlerer Frosch und bewegte auf eine merkwürdige Art seine Fühler. Vielleicht wollte er etwas sagen. Die restliche Nacht verlief ruhig, außer einigen Klingeln des ausgesperrten Abbés, dem natürlich niemand aufmachte.

Als sie am nächsten Tag den Speisesaal betraten und soeben ihre nächtlichen Erlebnisse besprachen, herrschte dort eine beträchtliche Aufregung. Ein Engländer mittleren Alters, dessen Tisch sich in der Mitte des Saales befand, hatte plötzlich einen Anfall von Wahnsinn gezeigt. Das heißt: er schlug weder um sich, noch tobte er, sondern verteilte lediglich einige Bemerkungen, die den davon Betroffenen nicht besonders angenehm waren. Den alten Abbé nannte er herzlich einen «Schurken», zwei Damen, die ihm gegenübersaßen, erklärte er, daß sie die «größten Hyänen» seien. Ein deutscher Herr, der sehr nervös war, rutschte aufgeregt auf seinem Stuhle hin und her. Denn er fühlte instinktiv, daß er jetzt drankommen würde. Die beiden italienischen Kellner verstanden kein Wort englisch und wunderten sich, warum alle Gäste so aufgeregt waren. Irgend jemand mußte es ihnen wohl übersetzt haben, denn sie verschwanden plötzlich. Der alte Abbé bemerkte gerade zu Frau Urben:

«Ein armer Mensch, er ist in den Tropen gewesen. Wahrscheinlich ein Anfall von Tropenkoller.»

Frau Bracher, die von Natur aus ein bösartiges Geschöpf war, dachte, daß es auch Delirium tremens sein könne. Diese Engländer tranken alle so viel Whisky. In diesem kritischen Augenblick erschien Signora Meneghelli, majestätisch, wie eine Fregatte mit voller Takelage. Sie segelte in die Nähe des Engländers und ging dort vor Anker; höhnisch lächelnd, hoffte sie ihn einzuschüchtern, denn daß er krank sein könnte, war ihr nicht eingefallen. Mit beträchtlichem Geräusch flog eine Platte Truites au bleu zu Boden, und eine näselnde englische Stimme rief:

«Was gehen mich diese verdammten Landessitten an. Ich will keinen Fisch, ich will mein Fleisch.»

Signora Meneghelli hielt den Augenblick für gekommen. Sie lichtete ihre Anker und segelte nun direkt auf den Tatort zu. Manche Leute standen auf, denn sie konnten nun nichts mehr sehen. Aber auch diese heldenhafte Maßnahme der Italienerin schlug fehl. Alles hielt den Atem an. Die näselnde Stimme aber sprach:

«Ich fürchte mich keineswegs vor einer Person, die ein halbes Dutzend Kissen vor sich herträgt.»

Das war zu viel. Signora Meneghelli packte den Wüterich am Arm und geleitete ihn hinaus. Zehn Minuten später erschien sie an jedem Tisch und verkündete, dem schrecklichen Engländer sei das Betreten des Hauses verboten worden, und seine Sachen würden nachher abgeholt. Sie wurden aber nicht abgeholt. Und gegen zwei Uhr nachts versuchte er wieder einzudringen. Er klingelte Sturm. Frau Bracher steckte den Kopf aus der Tür. Sie hielt sich für besonders gefährdet, denn ihr Zimmer lag gleich bei der Halle. Es geschah jedoch nichts von Bedeutung. Am folgenden Tag aber erklärte Frau Bracher: «Ich denke, wir gehen in die Schweiz zurück und beendigen dort unsere Ferien.» «Ich auch», erwiderte Frau Urben. Und zum erstenmal waren sie vollkommen einer Meinung.